

Glauben und Wissen – ein spannungsvolles Paar (2)

Autor: Professor Wilhelm Vossenkuhl *

Redaktion: Ralf Caspary

Sendung: Montag, 26. Dezember 2011, 8.30 Uhr, SWR 2

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Mitschnitte auf CD von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Wissen/Aula (Montag bis Sonntag 8.30 bis 9.00 Uhr) sind beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden für 12,50 € erhältlich.

Bestellmöglichkeiten: 07221/929-6030

Kennen Sie schon das neue Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem kostenlosen Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

SWR 2 Wissen können Sie ab sofort auch als Live-Stream hören im SWR 2 Webradio unter www.swr2.de oder als Podcast nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/wissen.xml>

Ansage:

Mit dem Thema: „Glauben und Wissen – ein spannungsvolles Paar, Teil 2“.

Sind Wissen und Glauben auf irgendeine Weise aufeinander bezogen, können wir nur dann etwas wissen oder neues Wissen erlangen, wenn wir vorher geglaubt haben, zum Beispiel daran, dass Wissensvermehrung prinzipiell sinnvoll und gut ist? Konnte Newton nur deshalb die Schwerkraft entdecken, weil er vorher an so eine Kraft geglaubt hatte? Oder muss man den Glauben, erst recht den Aberglauben, vollständig eliminieren, um ein Wissender zu werden? Die Fragen beantwortet

Wilhelm Vossenkuhl, emeritierter Professor für Philosophie. Heute, im zweiten und letzten Teil, zeigt Vossenkuhl, wie Wissen aus Glauben hervorgeht.

Wilhelm Vossenkuhl:

Ist Wissen ohne Glauben überhaupt möglich?

Ich beginne mit dem guten alten Platon. Der hat nämlich in seinem schönen Dialog „Menon“ darüber nachgedacht, wie es um das Verhältnis zwischen Wissen und Glauben steht. Eigentlich wollte er etwas ganz anderes herausfinden, nämlich ob die Tugend lehrbar ist. Das ist jetzt nicht unser Thema, aber ein sehr naheliegendes Thema. Platon war der Ansicht, dass alles Wissen mit dem Glauben beginnt. Er meinte deswegen, Wissen sei wahres und gerechtfertigtes Glauben. Man könnte anstatt Glauben auch Meinen oder Überzeugt-Sein sagen – das spielt hier keine Rolle. Nennen wir es einfach Glauben. Wahres gerechtfertigtes Glauben sei Wissen, meinte er da. So etwas Ähnliches wie Kant mit dem subjektiven Fürwahrhalten, das dann zu einem objektiven wird, wenn das Wissen aus dem Glauben entsteht. Aber wir wissen heute, und das hat Platon wahrscheinlich auch gewusst, dass der Glaube selbst keine hinreichende Bedingung des Wissens ist. Auch wenn der Glaube wahr und gerechtfertigt ist, ist er nicht hinreichend dafür, dass wir überhaupt etwas wissen. Wir können zum Beispiel aus dem falschen Glauben daran, dass die Sonne um die Erde kreise, schließen, dass die Sonne auch morgen wieder aufgeht. Dieser Schluss selbst ist wahr, aber der Glaube, dass die Sonne um die Erde kreist, ist natürlich falsch. Also schließen wir aus einem falschen Glauben etwas Wahres. Das ist nun mal so, deswegen können wir nicht annehmen, dass die wahre gerechtfertigte Überzeugung oder der wahre gerechtfertigte Glaube eine hinreichende Bedingung des Wissens ist.

Platons Idee ist interessant, aber sie führt eigentlich zu einem merkwürdigen Ergebnis. Wir können aus dem Glauben nicht mit Sicherheit, nicht mit Gewissheit das Wissen erschließen in dem Sinne, dass wir einen direkten Übergang machen könnten von der gerechtfertigten und wahren Glaubensüberzeugung hin zu Wissen. Es kann etwas dazwischen liegen, was uns unklar ist, und das kann genau diesen Übergang gefährden. Aber trotzdem beginnt alles Wissen mit irgendeinem subjektiven Fürwahrhalten, mit irgendeinem Glauben.

Wenn wir nicht als Menschheit lange geglaubt hätten, dass die Sonne um die Erde kreist und es einige Phänomene gegeben hätte, die damit nicht vereinbar sind, hätte es nie ein Wissen vom Sonnensystem in der heutigen Form gegeben. Auch da brauchten wir als ersten Schritt diesen Glauben, dieses subjektive Fürwahrhalten. Es ist interessant, wenn man lange zurück geht, wie ähnlich die Probleme sind, wenn es um das Verhältnis von Wissen und Glauben geht. Es ist keineswegs so, dass wir darüber schon weit hinaus gestiegen wären. Wir stecken nach wie vor in den Kinderschuhen.

Glauben kann ohne Wissen – und das wäre der zweite Schritt meiner heutigen Überlegungen – prekär werden, merkwürdig. Ich erzähle Ihnen dazu eine kleine englische Geschichte, die sich wirklich so begeben haben soll: die Geschichte des

Duke of Wellington. Der ist, das ist allerdings schon einige Zeit her, in Piccadilly, einem Londoner Stadtteil, einem Fremden begegnet. Dieser Fremde ging mit ausgestreckter Hand auf ihn zu und sagte: „Mr. Smith, I believe?“ – „Herr Schmidt, glaube ich?“. Darauf sagte der Duke etwas entrüstet: „If you believe that, Sir, you will believe anything.“ – „Wenn Sie das glauben, mein Herr, dann glauben Sie alles Mögliche.“

Hier haben wir eine ähnliche Situation: Der Duke weiß, er kann sich nicht ausweisen. So hat der Fremde auch keinen Beweis, dass es sich um den Duke und nicht um Mr. Smith handelt. Die Frage lautet also: Haben wir überhaupt ein Kriterium für Wissen? Ein Kriterium, das hinreichend ist, eine Art Test, Bestätigung. Natürlich würde man heute sagen, der hätte vielleicht einfach seinen Personalausweis rausholen sollen. Das Dumme ist nur, es gibt bis heute keine Personalausweise in Großbritannien. Das hätte er also gar nicht machen können. Er hätte ein Briefpapier mit seinem Namen herausholen können, aber auch das hätte nicht gereicht. Der Fremde, der ihn als Mr. Smith identifiziert hat, hätte das nicht glauben müssen. Was ist also das Kriterium sicheren Wissens?

Auch da sind wir noch nicht so weit, wie wir gerne wären. Wir können uns einfach nicht in Sicherheit wiegen, etwas ganz genau aufgrund der Vorkenntnisse, die wir haben, zu wissen. Das fängt schon bei ganz simplen Dingen an: Wenn wir in der Schule erfahren, dass es in der Nähe von Paris einen Ur-Meter gibt, also eine Maßeinheit, die für alle Maßeinheiten, die sich darauf beziehen, das Modell liefert, dann könnte ein kluger Schüler oder eine kluge Schülerin sagen: Was ist denn der Maßstab für dieses Ur-Meter? Wer hat das festgelegt? Und warum gilt es so, wie es damals festgelegt wurde? Und schon ist man in der blödsinnigen Situation feststellen zu müssen, dass das Kriterium, das wir hier benutzen, die Maßeinheit von 1 Meter, einfach nur von uns Menschen festgelegt wurde. Es gibt überhaupt keine höhere Gewissheit, dass dieses Meter 1 Meter ist. Es ist eine freie Erfindung.

Wir müssen also, wenn ich das ein bisschen abkürzen darf, alles, was wir als Kriterien für Wissen, auch für das strengste Wissen benutzen, erst mal selber erfinden. Wir müssen die Kriterien selber festlegen, sie wachsen nicht auf Bäumen, man findet sie nicht auf der Straße, wir müssen das selber erfinden. Das ist der zweite Punkt: Wir straucheln keineswegs an diesem Übergang zwischen Glauben und Wissen, sondern dazwischen liegt etwas, was wir selber klären müssen – die Kriterien, die hinreichend sind für Wissen.

Drittens: Selbst wenn wir heute schauen, was in den Wissenschaften, nehmen wir mal die Physik als Beispiel, an Wissen herrscht, werden wir feststellen, auch dort ist nicht alles, was geglaubt wird, Wissen. Ich bin zwar kein Physiker, aber ich kenne doch mindestens zwei schöne Beispiele, die auch ein Physiker akzeptieren wird, nämlich die Gravitation und die Bildung von Regentropfen. In beiden Fällen kennen wir zwar die Tatsachen, aber wir wissen nicht, wie sie zustande kommen.

Die Gravitation, also das, was immer funktioniert, wenn wir etwas fallen lassen oder wenn wir selber fallen, ist eine erstaunlich wirksame Kraft. Wir können diese Kraft sogar selbst bestimmen. Aber wir wissen nicht, woher die Kraft kommt. Was bewirkt die Gravitation? Das wissen wir nicht, da haben wir eine große Lücke. Ähnliches gilt

für die Bildung von Regentropfen. Das hat mich übrigens sehr erstaunt, denn ich dachte, das sei so simpel, dass man das im Unterschied zur Gravitation gut verstehen müsste. Die Tatsachen sind bekannt: Wenn man rausgeht und es regnet, wird man von den Tropfen nass. Aber wie sich die Regentropfen in den Wolken hoch oben bilden, das ist unklar. Also drittens: Wir haben ein beschränktes Ursachen-Wissen.

Es ist nicht nur so, wie Wittgenstein festgestellt hat, dass der Glaube an den Kausalnexus ein Aberglaube ist, sondern auch dort, wo wir tatsächliche Ursache-Wirkungszusammenhänge kennen, fehlt noch immer ein Stück Wissen – nicht überall, aber in manchen Fällen.

Kant habe ich schon in der letzten Sendung erwähnt, und er wird immer wieder zu nennen sein – ganz besonders in folgendem Zusammenhang: Denn Kant hat auf ein interessantes Phänomen aufmerksam gemacht, das wir vergessen zu haben scheinen, das einem in den Sinn kommt, wenn man an Gravitation und Regentropfen und dergleichen als noch immer unerklärte Phänomene denkt. Er meinte nämlich, dass immer dann, wenn wir unsere Vernunft, unser Nachdenken, unser Wissen unter *facta* legen, das heißt *facta* unterwerfen, wenn wir sagen, das und das ist eine Tatsache und deswegen ist das und das so, wenn wir das tun, dann nähern wir uns wieder dem, worüber wir schon gehört haben, nämlich dem Aberglauben. Er sagte sogar wörtlich: „Die Unterwerfung der Vernunft unter *facta* ist Aberglaube.“ Und hier kommt er natürlich wieder mit der *Maxime* des Selbstdenkens, dass die Vernunft sich ihr Recht nicht nehmen lassen sollte, als Erste Stellung zu nehmen und zu sagen, was sie weiß und was sie nicht weiß.

Das ist schon interessant. Was haben wir nicht alles für Tatsachen in der Welt? Und sind wir nicht immer in der Situation, dass wir sagen, der hat uns das beigebracht, das sind Tatsachen, deswegen muss das so sein? Wir brauchen da gar nicht weit zu gehen, jeden Tag begegnet uns dieses Phänomen. Wenn wir das das nächste Mal wieder hören, sollten wir einen kurzen Moment innehalten und sagen, aha, das ist das, was Kant gemeint hat. Unterwerfen wir uns nun einfach diesen Tatsachen? Lassen wir unsere Vernunft durch die Tatsache quasi an der Nase herumführen? Oder halten wir kurz inne und überlegen, ist das denn wirklich so, wie es uns da suggeriert wird? Sind die Tatsachen wirklich *per se* überzeugend?

Wenn man viele Probleme in Bereichen wie der Medizinethik anschaut, wird man übrigens feststellen, dass man sich da überhaupt nicht den Tatsachen unterwerfen kann. Denn welche Tatsache etwa entscheidet, wann Leben beginnt und wann es zu Ende ist? Die Tatsachen, die die Medizin uns liefern kann, sagen nichts aus über Beginn und Ende des Lebens. Wir müssen sie selber bestimmen. Die jetzt wieder aufgeflamnte Debatte über den Hirntod ist nur ein Zeichen dafür. Aber natürlich auch die Diskussion über das schützenswerte Leben am Anfang.

All diese Probleme sind nicht durch Tatsachen, durch *facta*, wirklich lösbar. Wir können nicht auf Fakten zurückgreifen, wenn es darum geht. Leider Gottes ist es bei vielen Dingen so. Andererseits brauchen wir natürlich Fakten, wenn es etwas zu entscheiden gibt. Man denke nur an die vielen Verfahren vor Gericht. Dort sind Fakten natürlich entscheidend.

Es gibt sogar, und das ist der letzte Punkt zu dieser Frage, in wie weit Wissen ohne Glauben möglich ist, merkwürdige Situationen, wo wir mit Fakten konfrontiert werden, auch mit Wissensgehalten konfrontiert werden, und trotzdem das größte Problem haben, daran zu glauben. Das klingt unwahrscheinlich, es ist aber so. Dieses Phänomen wird „Moore’s Paradox“ genannt. George Edward Moore war ein Philosoph, ein Zeitgenosse und Freund Ludwig Wittgensteins in Cambridge. Moore’s Paradox besteht in etwas ganz Simplem: Als Beispiel nehme ich die Tatsache, dass es regnet. Stellen Sie sich vor, es regnet. Und nun sagt einer: Ja, es regnet, aber ich glaube es nicht. Man denkt, der kann nicht mehr alle Tassen im Schrank haben. Aber es gibt viele Zusammenhänge, wo man genau so reagiert, wo dieses Mooresche Paradox einen Sitz im Leben hat. Wenn ein Freund etwas gemacht hat, was Sie für ganz unmöglich halten, dann werden Sie sagen: Ja, er wurde verklagt, vielleicht sogar verurteilt für diese Tat, aber ich glaube es einfach nicht, dass er das war, dass er das tun konnte. Es gibt diese Situation, dass wir ein Wissen haben, und wir können einfach nicht daran glauben.

Wenn es regnet und wir sagen, wir glauben es nicht, bekommen wir natürlich sofort die Quittung dafür: Wenn wir im Freien stehen, werden wir nass und sehen ein bisschen doof aus. Soviel zur Abhängigkeit und Verflochtenheit von Wissen und Glauben.

Es gibt noch einen großen interessanten Bereich, der uns veranlasst zu überlegen, ob der Glaube ersetzbar ist oder ob er nicht doch unersetzlich ist. Ich rede nicht von Religion und auch nicht mehr von Moral. Die Frage ist, wo – außer in Religion und Moral – ist der Glaube unersetzbar? Die kürzestmögliche Antwort ist einfach: im Handeln, in dem was wir tun. Und natürlich im Leben mit den Anderen, in der Gemeinschaft mit den Anderen. Es ist tatsächlich so, dass wir im Handeln, in dem, was wir tun, und vor allem in der Gemeinschaft mit Anderen auf das Glauben nicht verzichten können. Ich gebe Ihnen ein paar Beispiele.

Nehmen wir die vornehmsten Beispiele als da wären Liebe und Freundschaft. Wir brauchen, um jemanden lieben zu können, einfach den Glauben an diese Person, Glauben im Sinne des Vertrauens. Wer nicht wirklich Vertrauen zu einem Menschen hat, kann ihn doch nicht lieben. Das ist völlig unmöglich. Das heißt, wir müssen uns hier auf den Glauben einlassen, dass diese Person das Vertrauen verdient. Wenn wir das nicht tun, wenn wir der Person misstrauen, wenn wir Zweifel an der Person haben, dann können wir diese Person nicht lieben. Und dann ist es auch völlig unsinnig zu sagen: „Aber ich liebe dich doch – obwohl ich dir misstrau.“ Das ist Quatsch, das sind nur Lippenbekenntnisse und das ist völlig sinnlos. Zweifel zerstören in dem Fall das, was wir glauben sollten. Die Zweifel zerstören das, was wir brauchen, um jemanden zu lieben. Der Glaube ist natürlich ein sehr fragiles Gewebe. Er lässt sich leicht konterkarieren. Wenn es nicht so wäre, gäbe es viele schöne Opern und Romane nicht. Mit Zweifel kann man den Glauben wirklich leicht kaputt machen. Und plötzlich entsteht aus Liebe Hass – oder vielleicht sogar der Tod, weil jemand sich so enttäuscht sieht und so gekränkt, dass er den Partner, den er einmal liebte, zu Tode bringt. Schreckliche Sache, aber es kann so sein und es passiert nicht eben selten. Liebe und Freundschaft ist ein Bereich, in dem wir Glauben für unersetzlich halten müssen.

Ein zweiter Bereich ist das Hoffen. Das ist ein großes Wort. Wie meine ich das? Ganz einfach: Wenn man nicht an etwas Gutes, was irgendwann mal sein wird, was ich erhoffe, was ich bewirken will, was kommen soll und was mir genau das Motiv gibt, um es auch zu bewirken, wenn wir diese Hoffnung, diesen Glauben an das Gute nicht haben, werden wir es auch nicht erhoffen. Das heißt, wir brauchen für die Hoffnung den Glauben an etwas Gutes – was immer das sei: an eine gute Tat, an einen guten Menschen oder an etwas Gutes, was wir bewirkt haben. Wenn wir Angst haben, dann ist die Hoffnung sehr schnell zerstört. Das heißt, Angst vor der Ungewissheit zerstört unsere Hoffnungsfähigkeit. Hoffnungsfähigkeit ist abhängig von der Integrität des Glaubens an etwas Gutes, an etwas, das in der Zukunft so sein soll oder so sein wird oder so sein müsste, damit das Leben gut wird. Also Sie sehen, auch bei der Hoffnung ist der Glaube unersetzbar. So ist es nun mal egal, wie viel wir wissen können. Viele haben gehofft - und ich erinnere mich noch gut an die Zeit in den 80er Jahren, als die wissenschaftliche Politikberatung sehr hoch geschätzt wurde-, viele haben gehofft, dass man irgendwann einmal die Hoffnung gar nicht mehr braucht, weil die wissenschaftliche Politikberatung in der Lage ist zu sagen, was zu tun ist, damit zum Beispiel alle Menschen Arbeit haben, keine Erbkrankheiten mehr existieren, wir werden das alles in den Griff bekommen. Durch Wissenschaft.

Heute haben wir diese unsinnigen Vorstellungen vom Glück nicht mehr. Diese Glaubenserwartungen sind bitter enttäuscht worden. Deswegen brauchen wir wieder Hoffnung. Wir brauchen die Hoffnung auf das, was wir selber bewirken können. Es hat gar keinen Sinn, darauf zu bauen, dass irgendeine Art von Wissenschaft uns mit dem Wissen ausstattet, das uns in die Lage versetzt, die Zukunft schön und lebensfähig zu machen. Also: Die Fähigkeit zu hoffen ist ohne Glauben einfach nicht möglich.

Drittens: Wir sind auf uns selbst angewiesen. Wir müssen an uns selbst glauben. Wer nicht an sich selbst glaubt, wem das Vertrauen auf sich selbst fehlt, wer nicht glaubt, dass er selbst wertvoll ist, dass er etwas Gutes bewirken kann, der wird nicht die Entschiedenheit und den Mut aufbringen, das Richtige zu tun. Der wird einfach angepasst sein, der wird mit der Menge schwimmen, der wird das kaufen, was die anderen auch kaufen usw.

Also: Auch im Hinblick auf uns selbst brauchen wir einen Glauben. Das ist natürlich nicht so leicht zu entwickeln, denn wir kennen unsere Fehler, wir kennen vor allem auch die Fehler, die darin bestehen, dass wir uns in einem viel zu schönen Licht sehen. Niemand auf der Welt hält uns für so gut und so fantastisch wie wir selbst. Selbst jemand, der etwas Schlimmes gemacht hat, glaubt immer noch, dass er doch eigentlich im Kern ein guter Mensch ist. Komisch, aber so ist es.

Andererseits gibt es Menschen, die überhaupt kein Vertrauen zu sich selbst haben, obwohl es dafür keinerlei Grund gibt. Das ist die Ausnahme. Die halten sich selbst nicht für gut, die halten sich nicht für übertrieben gut – jedenfalls nicht so wie die meisten anderen. Ich gehöre eher zu denen, die sich für übertrieben gut halten, und muss ständig darum kämpfen, dass ich diesen Irrglauben nicht glaube. Wir müssen, um kritisch einzuschätzen, wer wir sind, an uns selbst arbeiten und gucken, wie hoch

das Vertrauen in uns selbst eigentlich sein kann. Wir wissen ja nicht genau, wie gut wir sind. Kant hat uns einen interessanten Hinweis gegeben. Er sagte nämlich an mehreren Stellen, dass wir nicht einmal wissen, ob wir moralisch wirklich integer sind. Das heißt, wir kennen nicht einmal unsere eigene moralische Qualität. Wir sind uns nicht sicher. Gott sei Dank. Denn gesetzt dem Fall, wir hätten ein Wissen von unserem moralischen Status, das wäre furchtbar. Wir wären besserwisserisch und würden uns ständig aufspielen. Das wäre doch schrecklich – vor allem für die anderen natürlich.

Das Selbstvertrauen und das Vertrauen darauf, dass wir Vertrauen verdienen, dass wir uns selbst vertrauen können, das schafft eine Basis dafür, dass wir mutig sind, dass wir entschieden sind, dass wir uns auch zu etwas Richtigem entscheiden, auch dann, wenn wir nicht wirklich wissen können, ob es das Richtige ist. Wir können nie wissen, ob es das Richtige ist, niemand kann uns dabei helfen, dieses Wissen zu haben. Wenn es nur um Informationen geht, die können wir nicht selber an Land ziehen, die müssen wir erwerben. Aber gesetzt den Fall, wir tun dies, wir tun dies offen und ohne Vorurteile, dann werden wir immer noch selber entscheiden müssen, was richtig und was falsch ist, und es wird uns niemand diese Entscheidung abnehmen. Also das eigene Selbstvertrauen ist ganz wichtig und ohne den Glauben an uns selbst geht das nicht.

Da haben wir also schon drei große Bereiche. Und dieser dritte schließt wohl an die anderen an. Wer in diesen drei Bereichen Liebe und Freundschaft, Hoffnung und Selbstvertrauen allein nur auf Wissen und Wissbares baut, wer also meint, er müsse erst zum Psychologen gehen, um herauszufinden, wie zuverlässig er im Hinblick auf sich selbst ist, wer meint, er könnte nur etwas mit Wissen tun, aus Wissen heraus tun, der ist bedauernswert. Denn er versteht nicht, wie wichtig in diesem Bereich das Glauben ist, wie risikohaft auch das Glauben ist. Wir werden nicht ohne Risiko Selbstvertrauen haben können, wir werden nicht ohne Risiko hoffen können, wir werden nicht ohne Risiko jemanden lieben können. Keine Freundschaft ist ohne Risiko.

Wissen als Voraussetzung des Handelns ist in vielen Bereichen zwar wichtig, und es wäre unsinnig, etwa in Technologien ohne Wissen etwas zu investieren, aber wenn es um die subjektiven eigenen Entscheidungen, das eigene Handeln geht, dann ist der, der nur aufs Wissen setzt, wirklich bedauernswert.

All das führt uns zu einer interessanten Einsicht: Die Krankheit unserer Zeit ist also, dass wir meinen, wir seien in allem vom Wissen abhängig.

Viele glauben, dass Informationen Wissen sind. Diejenigen, die das glauben, sind es zu bedauern, denn die meisten Informationsgehalte sind gar kein Wissen im engeren Sinne, weil man nicht weiß, ob das alles wahr ist. Auch das, was in den Zeitungen steht, sind Informationen, aber ob sie stimmen, ist eine völlig andere Frage. Niemand kann beweisen, ob der und der das und das getan hat.

Wenn wir nun diese Krankheit unserer Zeit eingesehen haben, die unmittelbar aus unserem Wissenschaftsglauben, aus diesem falschen Glauben resultiert, aus diesem abergläubischen Glauben an die Wissenschaft, dann verstehen wir auch, dass wir

heute eigentlich etwas ganz anderes brauchen. Wir bräuchten nämlich die Entschiedenheit und den Mut, uns auf uns selbst, auf unser Urteil zu verlassen und uns nicht auf andere zu berufen. Wir müssten wieder den Mut entwickeln zu sagen: „Hier stehe ich und das tue ich jetzt und es ist immer noch möglich, dass es falsch ist, aber ich tue es trotzdem.“ Das ist doch eigentlich eine vernünftige Haltung.

Natürlich wäre es unvernünftig, pauschal gegen Wissen zu sein. Ich habe das Wissen ja auch hinreichend gelobt. Ohne Wissen geht gar nichts. Kein Zahnweh kann beseitigt werden, wenn es nicht das Wissen des Zahnarztes gibt, völlig klar. Aber es wäre doch vernünftiger, herauszufinden, wo ist das Wissen unumgänglich. Für diese Entscheidung ist Erfahrung wichtig. Um diese Erfahrung zu integrieren in unser Denken, müssen wir Urteilsvermögen entwickeln. Unser Urteilsvermögen ist immer dann optimal und am besten, wenn unser gesunder Menschenverstand mit Erfahrung gepaart wird, wenn wir nicht einfach nur theoretisches Wissen vorbringen und uns als Basis unserer Entscheidungen darauf kaprizieren, sondern wenn wir unseren Menschenverstand sprechen lassen und unsere Erfahrung, wenn wir das Wissen, den Menschenverstand und die Erfahrung versuchen miteinander zu verbinden. Und natürlich muss man an diese Verbindung auch glauben können, sonst wird sie keine Früchte bringen. Das heißt, selbst dann, wenn wir unser Urteilsvermögen schulen und nutzen wollen, brauchen wir noch einen ganz wichtigen Teil dessen, was ich eben gerade so sehr gelobt habe, nämlich den Glauben an uns selbst.

(Teil 1: Sonntag, 25.12.2011, 8.30 – 9.00 Uhr, SWR2 Aula)

*** Zum Autor:**

Wilhelm Vossenkuhl, geboren 1945, studierte Philosophie, Neuere Geschichte und Politikwissenschaft in München. 1972 Promotion zum Dr. phil. an der Universität München; 1980 Habilitation. Seit 1993 hat Vossenkuhl den Lehrstuhl für Philosophie 1 an der LMU in München inne. Schwerpunkte: Praktische Philosophie und Handlungstheorie, Grundlagen der Ethik, Philosophie der Sozialwissenschaften, Theorie der Rationalität.

Bücher (Auswahl):

- Die Großen Denker: Philosophie im Dialog. Zus. mit Harald Lesch. Komplett-Media. 2011.
- Philosophie Basics. Piper. 2011.